

## Rezensionen

Spätantike und frühes Mittelalter. Ausgewählte Denkmäler im Rheinischen Landesmuseum Bonn, hrsg. v. JOSEF ENGEMANN und CHRISTOPH B. RÜGER (= Führer des Rhein. Landesmuseums u. des Rhein. Amtes für Bodendenkmalpflege Bd. 134). – Köln: Rheinland-Verlag (in Kommission bei Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn) 1991. XXIII – 325 S.

Spiegel einer Wissenschaft. Zur Geschichte der Christlichen Archäologie vom 16. bis 19. Jahrhundert, dargestellt an Autoren und Büchern. Eine Ausstellung des Christlich-Archäologischen Seminars in der Universitätsbibliothek Bonn, September–Dezember 1991, hrsg. v. MICHAEL SCHMAUDER und ROTRÄUT WISSKIRCHEN. – Bonn: Druck der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität. VIII – 130 S.

Der 12. Internationale Kongreß für Christliche Archäologie, der vom 22. bis 28. September 1991 in Bonn tagte, war von zwei Ausstellungen begleitet, deren Kataloge aus dem bis dahin von Josef Engemann geleiteten Christlich-Archäologischen Seminar an der Philosophischen Fakultät hervorgingen. Sie seien deshalb hier beide zusammen vorgestellt und besprochen.

Entsprechend dem Tätigkeitsgebiet des Rheinischen Landesmuseums Bonn während der Zeit der preußischen Rheinprovinz umfassen seine Sammlungen antiker Altertümer bis heute den Bereich des Nieder- und Mittelrheins sowie der unteren Mosel. Mit diesem Monumentenbestand ist das Problem sog. Moselromanen gegeben, also jener Bewohner des Mosel- und Rheintals, deren sprachliche Überreste in Form von Orts- und Siedlungsnamen sowie Grabinschriften den Schluß auf den Gebrauch der lateinischen Sprache bis in das Frühmittelalter belegen. Die Christliche Archäologie, sofern sie sich mit den frühesten Denkmälern des Christentums einer Region beschäftigt, ist hier mit Fragestellungen der frühgeschichtlichen Forschung konfrontiert, denn die Moselromanen tradieren das Christentum im späten 4. und 5. Jahrhundert, in der Zeit vor Chlodwigs Taufe (498/99). Nicht in jedem Fall ist der sichere Rückschluß auf das christliche Bekenntnis eines jeden von ihnen möglich. Doch die Grabinschriften lassen die Zugehörigkeit zum Christentum in einer Vielzahl von Fällen erkennen. Es ist ein Verdienst dieses Katalogs, daß Winfried Schmitz sämtliche, auch einige bislang unpublizierte Steininschriften ausführlich und sachkundig besprochen hat. Bei der Zuschreibung verschiedener Gräber und Grabinschriften zu den christlichen Denkmälern fällt eine

gewisse Vorsicht auf: Zwiebelknopffibeln mit Christogramm als Beigabe eines Soldatengrabes des späten 4. Jh.s belegen den christlichen Glauben nicht; „wie bei Münzen mit Christogramm stellt sich hier der spätantik-christliche Staat dar“ (S. 33). Ernst Pohl, der die Münzen wie Fibeln sicherlich zu Recht als „Symbol des spätantik-christlichen Staates“ anspricht (S. 192), wundert sich, „warum die Zwiebelknopffibeln im Gegensatz zu den Münzen erst im späten 4. Jahrhundert für solche Zwecke herangezogen werden“. Der Grund ist einfach: Sie sind, auch in ihrer Funktion als Staatsinsignie, ein persönliches, sichtbar an der Kleidung getragenes Kennzeichen eines Würdenträgers in einem Staat, der nach dem Religionserlaß Theodosius' (380) ein christlicher zu sein hatte. Als solches belegen sie in der gegebenen Situation Bekenntnis und Staatsloyalität zugleich.

Der durchgängig vorsichtigen Interpretationslinie der Autoren bei der Zuschreibung einzelner Stücke zum christlichen Denkmälerbestand wird man aber in anderen Fällen folgen können, so z. B. hinsichtlich dessen, was Annette Schaefer zur spätantiken Toten-(nicht Märtyrer-)Memoria unter dem Bonner Münster schreibt (S. 23 f.), Nicoletta Latteri und Ernst Pohl zum Spangenhelm von Morken (S. 253) oder Michael Schmauder zur Fischmotivik auf dem Mundblech einer Schwertscheide aus Mülheim-Kärlich (S. 266). Ob es freilich nötig ist, die Darstellung des beinernen Klappmessergriffs aus Bonn recht bemüht als *widdertragenden* Hirten zu identifizieren, um das Stück so aus dem möglicherweise christlichen Motivkreis der Schafträger-Darstellungen auszuschließen, erscheint mir fraglich. „Die Verdickung mit Kerbe am Ohr“, die für einen Widder sprechen soll (S. 296), ist nur mit viel Phantasie als Ansatz eines Gehörns zu erkennen. Genügt hier nicht einfach der Hinweis auf die Zweckbestimmung als Klappmessergriff, um den „Guten Hirten“ an dieser Stelle auszuschließen? Auch einen *schaftragenden* Hirten als Zierde eines Messers aus dem Umfeld von rheinischen Bestattungen der 1. Hälfte des 3. Jh.s wird niemand bei genauer Überlegung als christlich ansprechen wollen. Hier wirkt die methodisch zunächst sicher gerechtfertigte Skepsis doch etwas übertrieben.

Was die Grabbeigaben der späteren Zeit anbetrifft, so ist auffällig, daß diese im Bereich der moselromanischen Toponomastik (s. dazu jetzt M. Buchmüller-Pfaff, Siedlungsnamen zwischen Spätantike und frühem Mittelalter. Die -[i]-acum-Namen der römischen Provinz Belgica Prima, Tübingen 1990 = Beih. z. Zschr. f. roman. Philol. 225) nicht von den fränkischen Gewohnheiten abweichen. Mit Recht stellt Schmauder fest: „Schon vor dem endgültigen Untergang des Römischen Imperiums [...] schwindet der spätrömische Einfluß auf die fränkische Tracht zusehends“ (S. 177). Im Gegensatz zur romanischen Restbevölkerung des zirkumalpinen Raums (Oberitalien, Slovenien, Kärnten, Graubünden) finden sich im Moselbereich durchaus Waffen (in Männergräbern) und Fibelsätze (in

Frauengräbern). Damit steht die nicht allein durch diese Ausstellung und diesen Katalog aufgeworfene Frage nach der ethnischen Identität der moselromanischen Bevölkerung im Raume: Sprachlich, religiös und handwerklich scheint sie römisch orientiert, siedlungs- und bestattungsmäßig hingegen nicht. Haben wir hier also romanisierte Franken oder eine zunehmend fränkisch beeinflusste romanische Bevölkerung vor uns? Für die Beurteilung des Christentums dieser Gruppe ist die Beantwortung dieser Frage, die beim gegenwärtigen Stand der Forschung noch nicht möglich erscheint, nicht von untergeordneter Bedeutung: In einem Fall wäre von der Übernahme des Christentums als römisch, im anderen von seinem langsamen Schwinden unter fränkischem Einfluß auszugehen. Für beide Tendenzen lassen sich Argumente finden. Die Kirchengeschichte Deutschlands in der Zeit von der Spätantike zum Frühmittelalter ist jedenfalls, wie die Ausstellung demonstrierte, in einer sehr intensiven Weise auf interdisziplinäre Forschungsergebnisse angewiesen. Der mit viel Mühe und Sorgfalt hergestellte Katalog stellt hierzu ein nützliches Arbeitsinstrument dar.

Ein Detail sei freilich noch angemerkt. Erstaunt hat den Rezensenten die mehrfache und etwas umständliche Benennung des Staurogramms als „Christogramm der jüngeren Form“ (S. 77; 133). In der Tat ist dieses Zeichen jünger als die monogramatische Kürzung des Christusnamens durch Kontraktion seiner Anfangsbuchstaben Chi und Rho. Das  $\text{P}$  jedoch ist im Einflußbereich jüdischer religiöser Praxis aus der konsonantischen Kürzung von Tau und Rho in  $\text{CTAYPOC}$  (Kreuz) bzw. der Verbalableitungen dieses Wortes entstanden. Das Zeichen taucht zunächst in Bibelhandschriften unter dem dort abgekürzten *nomina sacra* auf. Ausgesprochen wird es beim Lesen *ho estauroménos* (der Gekreuzigte; vgl. die Christustitulatur Mk 16,6; 1 Kor 1,23; Gal 3,1), womit natürlich Christus gemeint ist. Das Zeichen selbst hingegen wird man deshalb aber knapper und besser als Staurogramm bezeichnen. Es ist im Moselbereich sehr häufig. Die Gründe dafür zu erforschen, wäre sicher so lohnend wie lehrreich.

Zweifellos ist dies auch der Blick in den zweiten Katalog, der zu diesem Kongreß erschien. Aus einer reichhaltigen Privatsammlung sowie Bonner Instituten waren in der Universitätsbibliothek prachtvolle und wichtige Werke aus der Geschichte der Christlichen Archäologie zusammengetragen. Sie werden in einem Katalog von 77 Seiten Umfang vorgestellt, der durch Kurzbiographien der Autoren angereichert und dem eine knapp 50seitige „Geschichte der Christlichen Archäologie“ (so der Kolummentitel dieses Katalogteils) vorangestellt ist. Bei der Armut an wissenschaftsgeschichtlicher Literatur zur Christlichen Archäologie wird man dieses Unternehmen in jedem Fall begrüßen. Außer dem historischen Überblick zur Geschichte des Fachs in Friedrich Wilhelm Deichmanns Einführung in die christliche Archäologie (Darmstadt 1983), S. 14–15, liegt nichts Vergleichbares, vor allem nichts Monographisches vor. Die von

E. Johanna Clauß-Thomassen, Brigitte Klausen, Adelheid Siebigs, Beroald Thomassen und Rotraud Wisskirchen verfaßte Geschichte der christlichen Archäologie konzentriert sich auf zwei Stränge. Sie stellt die Entwicklung innerhalb der katholischen Tradition bis zu Joseph Wilpert (1857–1944) und dann die im protestantischen Bereich entstandenen Konzeptionen dar (J. Ch. W. Augusti, Ch. C. J. Bunsen, F. Piper, V. Schultze, F. J. E. Kurth, H. Lietzmann). Besonders die Darstellung der katholischen Autoren zeichnet sich dabei durch eine streng wertende bzw. abwertende Art aus. Sicher kann nicht bestritten werden, daß die Perspektive der Christlichen Archäologie in der Zeit ihrer Entstehung sowohl auf Rom und seine Monumente zentriert als auch in vielfacher Hinsicht apologetisch war. Neigten die katholischen Forscher der Zeit zur Frühdatierung ihrer Monumente, so kontroverstheologisch die evangelischen zu Spätdatierungen. Das muß zunächst einmal zur Kenntnis genommen und dann historisch erklärt werden. Aus dem Blickwinkel heutiger Diskussionen die der vergangenen Zeit als „unwissenschaftlich“ abzutun, genügt jedoch, da unhistorisch, wissenschaftlichen Kriterien nicht. So wie niemand auf die Idee käme, die durch Winckelmann zunächst vorgegebene Konzentration der Klassischen Archäologie auf das „klassische“ Griechenland und das Schönheitsideal der deutschen Klassik zu denunzieren, sollte man auch der Christlichen Archäologie Gerechtigkeit widerfahren lassen. Jean Baptist Seroux d'Agincourt (1730–1814) als Zeitgenossen Johann Joachim Winckelmanns (1717–1768) zu verstehen, wäre der erste Schritt. Dazu bleibt zu berücksichtigen, daß bis weit ins 19. Jahrhundert niemand die nichtrömischen christlichen Altertümer erforschen konnte, die doch im Gebiet des Osmanischen Reichs und seiner Vasallen lagen. Erst die Eroberung Algeriens, das seit 1865 zum französischen Staatsgebiet gehörte, bot dazu erste Möglichkeiten. Die hier zu nennenden Namen, Alfred Louis Delattre (1850–1932) und Paul Gauckler (1866–1911), finden jedoch keine Erwähnung.

Daß sich die Christliche Archäologie nicht wie die Klassische unter Problemstellungen entwickelte, die sich – vielfach bis heute – an Fragen der Ästhetik und der Interpretation der Mythologie orientieren, sondern unter theologisch-kirchenhistorischen, liegt in der Natur der Sache, d. h. ihrer Monumente begründet. Daß es dabei in einer Zeit konfessioneller Auseinandersetzungen zu konfessioneller Apologetik kam, hat letztlich die Wissenschaft mehr vorangebracht als behindert, da auf diese Weise die Fragen zugespitzt wurden.

Nun hätte man bei der eher kritischen Sicht der Geschichte des Faches erwartet, daß dessen durchaus vorhandene kritische Tradition deutlich herausgearbeitet worden wäre. Dies ist in der vorliegenden Geschichte jedoch nicht der Fall. Der Hinweis auf Giuseppe Marchi S. J. (1795–1860), mit dem die exakte Vermessung der Katakomben beginnt, ist ausgesprochen knapp. Seine *Monumenti delle Arti Cristiane Primitive*

nella Metropoli del Cristianesimo (Rom 1844), zwar selten, aber durchaus in deutschen Privatbibliotheken vorhanden, fehlten in der Ausstellung. Gleichfalls das Werk von Théophile Roller, *Les catacombes de Rome* (Paris 1879–1881), mit dem die photographische Dokumentation der Katakombenmalereien längst vor Wilpert, aber von diesem quasi totgeschwiegen, beginnt. (Das Fehlen erstaunte um so mehr, als die Universitätsbibliothek Bonn ein sogar frisch restauriertes Exemplar beider Bände dieses Werks besitzt.) Wenn auch die Ausstellung sich vornehmlich auf Bibliophile beschränkte, so hätte doch innerhalb der Darstellung der Geschichte der Christlichen Archäologie ein Franz Xaver Kraus (1840–1901), hätten Carl Maria Kaufmann (1872–1951), Joseph Sauer (1872–1949), Paul Styger (1887–1940), Franz Joseph Dölger (1879–1940), Alfons Maria Schneider (1896–1952), Friedrich Gerke (1900–1966) und Johannes Kollwitz (1903–1968) Erwähnung finden müssen. Auch daß die Christliche Archäologie schon früh ein interdisziplinäres Fach war, findet in der vorgelegten Geschichte keine Berücksichtigung. Joseph Strzygowski (1862–1941), der gegen Wilpert um den Vorrang des Ostens bei der Entstehung der christlichen Kunst stritt, wurde genauso vergessen wie die Kunsthistoriker Alois Riegl (1858–1905) und Franz Wickhoff (1853–1909) oder der Archäologe Richard Delbrück (1875–1957). Die romzentrierte Perspektive des Fachs hätte sich relativiert, wenn Howard Grosby Butler (1872–1922), mit dem die Erforschung des syrischen Kirchenbaus beginnt, Beachtung gefunden hätte. In Palästina waren Louis-Hugues Vincent O.P. (1872–1960), Felix-Maria Abel O.P. (1878–1953) und Andreas Evaristus Mader S.D.S. (1881–1949) tätig. Diese wenigen Hinweise auf Namen mögen genügen, um auf Lücken dieser Geschichte des Fachs aufmerksam zu machen.

Leider kommt man um das Urteil nicht herum, daß hier eine große Chance vertan wurde. Die Perspektive, unter der dieser „Spiegel einer Wissenschaft“ verfaßt wurde, ist zu eng. Die Autoren nehmen für sich eine Überlegung Theodor Klausers in Anspruch, der 1966 fragte: „Müssen wir Theologen gar ganz aufhören, christliche Archäologie zu betreiben und zu lehren? Müssen wir in unsere Fakultäten entsprechend durchgebildete Laien hereinholen?“ (S. 4) Heute findet ein beträchtlicher Teil der Christlichen Archäologie außerhalb der von Klauser apostrophierten theologischen Fakultäten statt. Das Fach verselbständigt sich, und es gibt Bestrebungen, es in „Spätantike Archäologie und byzantinische Kunstgeschichte“ umzubenennen. Von daher erklärt sich wohl das Bemühen, sich einerseits von der bisherigen Geschichte des Fachs abzusetzen und andererseits durch manchmal etwas angestrengt wirkende Interpretationen „nichtchristliche“ Denkmäler in der Spätantike zu gewinnen. Es scheint, als gingen wir nach den konfessionellen Auseinandersetzungen einer Phase „konfessionsloser“, vielleicht sogar kulturkämpferischer entgegen.

Wie auch immer: Die dadurch aufgeworfenen Fragen werden die Sicht auf die Dinge schärfen.

Hans Reinhard Seeliger

ANDREAS MEYER, Arme Kleriker auf Pfründensuche. Eine Studie über das *in forma pauperum*-Register Gregors XII. von 1407 und über päpstliche Anwartschaften im Spätmittelalter (= Forschungen zur kirchlichen Rechtsgeschichte und zum Kirchenrecht 20). – Köln–Wien: Böhlau 1990. XII, 161 S., 5 Tabellen u. 2 Karten.

Das *in forma pauperum*-Register Papst Gregors XII. aus dem Jahr 1407 wird heute unter der Signatur Arm. XXXI, vol. 34, im Vatikanischen Archiv aufbewahrt. Es stellt nach Aussage von Meyer, der sich auf dem Gebiet des spätmittelalterlichen Pfründenwesens bereits wiederholt als Spezialist ausgewiesen hat, ein Unikat dar. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, das Register in seinen wesentlichen Inhalten zu veröffentlichen und dabei einer eingehenden Analyse zu unterziehen. Fast verschämt als „Anhang 3“ (S. 78–130) deklariert, bilden die 561 Einträge des Registers und noch sieben weitere einschlägige Dokumente, die alle in Regestenform wiedergegeben sind, das Kernstück des Buches. Streng wurde dabei nach den Richtlinien des vom Deutschen Historischen Institut in Rom herausgegebenen „Repertorium Germanicum“ verfahren. Wer geübt ist, mit diesem großangelegten Werk umzugehen, wird auch bei der Benutzung der als Ergänzung gedachten Registerpublikation Meyers keine Mühe haben.

Breiten Raum nehmen die erklärenden Bemerkungen des Herausgebers zu seinem Register ein, die sich zugleich als ein Beitrag zum spätmittelalterlichen Pfründenwesen verstehen. Bereits seit Clemens V. (1305–1314) durften jeweils zu Beginn eines Pontifikats arme Kleriker auf Exspektanzen (Pfründenanwartschaften) supplizieren, die dann *in communi forma pauperum*, einem besonderen Urkundenformular, ausgestellt wurden. Für die Päpste war dieser Brauch eine Möglichkeit zur Selbstdarstellung und zur Propaganda. Als *pauper* wurden Kleriker bezeichnet, die noch keine Pfründe besaßen, meist junge Leute, die ganz am Anfang ihrer kirchlichen Laufbahn standen. Auf die Nachricht von der Neuwahl eines Papstes hin brachen sie in großer Zahl nach Avignon oder Rom auf, um dort von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen und so ihre eigene Position zu verbessern. Bis zu 6000 arme Kleriker kamen bei einem Pontifikatsantritt an die Kurie. Wichtiger Bestandteil des Geschäftsganges bei der Ausfertigung der Exspektanzen war ein Examen, dem sich die Petenten noch an Ort und Stelle unterziehen mußten. Geprüft wurden sie auf moralische und intellektuelle Eignung, Prüfungsstoff waren Vorlesen, Übersetzen aus dem Lateinischen in die Muttersprache, lateinische Grammatik und Singen, alles Fähigkeiten, die für eine ordnungsgemäße Durchführung der Gottes-